Zeitschrift: Schweizerische Bauzeitung
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 101/102 (1933)
Heft: 27

Artikel: Die Bedeutung von "Rasse" und "Volk" in der Architektur-Geschichte
Autor: Meyer, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-83130

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

INHALT: An die Leserschaft der Schweizer. Bauzeitung. — Die Bedeutung von „Rasse" und „Volk" in der Architektur-Geschichte. — Vom neuzeitlichen nordischen Brückenbau. — Zur Ausbildung der Ingenieure und Betriebsführer. — Grenzwächter-Haus bei Avers-Cröt, Graubünden. — Mitteilungen: Elektrische Lokomotiven mit Stromrichtern. Trolleybus und Autobus. Hohe Zugs-Geschwindigkeiten. Zur Wünschelrutenfrage. Die Wirtschaftslage in der Schweiz. — Wettbewerbe: Katholische Kirche Bussnang (Thurgau). Neubauten des Kantonsspitals Zürich. — Literatur. — Mitteilungen der Vereine.

Der heutigen Nummer ist das Inhalts-Verzeichnis des mit heute schliessenden Bandes 102 beigelegt.

Band 102 Der S. I. A. ist für den Inhalt des redaktionellen Teils seiner Vereinsorgane nicht verantwortlich. Nachdruck von Text oder Abbildungen ist nur mit Zustimmung der Redaktion und nur mit genauer Quellenangabe gestattet. Nr. 27

An die Leserschaft der Schweizer. Bauzeitung.

Mit Ende dieses Jahres scheidet unser langjähriger Mitarbeiter und Kollege Dipl. Masch.-Ing. **Georges Zindel** aus Gesundheitsrücksichten aus der Redaktion unseres Blattes; er hat ihr seit 1919 angehört, nachdem er schon seit 1914 ständiger Mitarbeiter war. Eine akute Erkrankung vor anderthalb Jahren hat zwar nicht seinen Arbeitswillen, wohl aber seine Arbeitskraft während einer, mit der Fortsetzung der redaktionellen Tätigkeit unvereinbar langen Zeit beeinträchtigt. So müssen wir uns, so schwer wir uns dazu entschliessen konnten, von Herrn Zindel trennen. Wir tun es, nicht ohne ihm den wohlverdienten, warmen Dank auszusprechen für seine wertvolle Mitwirkung, die er während langer Jahre der Redaktion geleistet, für seine gewissenhafte Besorgung auch der mancherlei mit der Redaktion zusammenhängenden Kleinarbeit im Verkehr mit unsern Mitarbeitern, mit der Druckerei u. a. m., für das Viele endlich, was er zur Hebung der kollegialen Beziehungen besonders unter den Maschineningenieuren, seinen engern Fachgenossen, gewirkt hat. Sie Alle werden mit uns sich stets dankbar des Kollegen Georges Zindel erinnern und ihm von Herzen völlige Genesung wünschen.

Mit der redaktionellen Bearbeitung des wissenschaftlich-maschinentechnischen Teils unseres Arbeitsgebietes haben wir nunmehr Dr. iur. Dipl. Masch.-Ing. **Karl Heiner Grossmann** von St. Gallen betraut, der schon seit letztem Sommer Herrn Zindel vertreten hat. Nach Absolvierung des juristischen Studiums hat Dr. Grossmann von 1922 bis 1927 (mit Unterbrechungen) an der mech.-techn. Abteilung der E. T. H. studiert und 1928 bei Prof. W. Kuhlmann als Elektro-Ingenieur diplomiert; auch hat er das Diplom eines Ingénieur-Radio-Télégraphiste ESE in Paris erworben. Beruflich tätig war er in den Versuchslokalen der General Electric Co. in Schenectady (U. S. A.) und bei Brown Boveri & Co. in Baden; ferner war er Assistent an der E. T. H. bei den Herren Prof. Dr. W. Saxer und Prof. Dr. E. Meissner. Er bringt somit, neben umfangreichen Sprachkenntnissen, eine gründliche technisch-wissenschaftliche Allgemein- und Fachbildung als Rüstzeug für seine künftige Arbeit mit. Unsern Lesern hat sich Kollege Grossmann ausser durch zahlreiche „Mitteilungen" durch eine knappe Abhandlung über „Kritische Störungen 2. Ordnung" (in Nr. 25) vorgestellt.

Da überdies unsere bewährten Mitarbeiter Prof. Dr. W. Kummer und Dipl. Arch. Peter Meyer uns auch weiterhin beraten werden, hoffen wir durch diese Verstärkung der Redaktion den durch Krisenerschwernisse noch gesteigerten Anforderungen der Leserschaft immer besser genügen zu können.

Der Herausgeber der „Schweizerischen Bauzeitung": CARL JEGHER.

Die Bedeutung von „Rasse" und „Volk" in der Architektur-Geschichte.

Von PETER MEYER, Architekt, Zürich. (Schluss von S. 313)

Das negative Ergebnis unserer kurzen Uebersicht über die Hauptphasen der Architekturgeschichte mag überraschen; eine genauere Prüfung würde aber die Unmöglichkeit nur noch deutlicher zeigen, Stilveränderungen und die generellen Steigerungen und Depressionen des Lebensgefühls, von denen kulturelle „Blütezeiten" und „Verfallszeiten" abhängen, mit Rassen-Faktoren in direkten oder indirekten Zusammenhang zu bringen.

Das wird begreiflich, wenn man sich die innere Struktur des historischen Ablaufs vergegenwärtigt, der immer wieder dann eintritt, wenn ein primitives Volk in den Kulturbereich eines höher entwickelten friedlich oder gewaltsam eintritt.

Aber was bedeutet „primitiv" und „höher entwickelt"? Eine kurze Erörterung lässt sich nicht umgehen, weil diese Begriffe heute in eine Wert-Sphäre gerückt sind, in die sie nicht gehören. Man wehrt sich z. B. in Deutschland heute mit Entrüstung gegen die Bezeichnung der alten Germanen als „Barbaren"; man möchte zwischen ihrer Kultur und der der Mittelmeervölker nur einen Unterschied der Art, nicht aber des Grades gelten lassen — und doch ist es in viel höherem Mass ein Unterschied des Grades als der Art. Bei der Unterscheidung von höheren oder geringeren Entwicklungsstufen der Kultur geht es nicht um gefühlsbetonte Meinungen, sondern um objektive Tatbestände des exakten Wissens; die ethische Wertung des einzelnen Primitiven oder Kulturträgers wird aber davon nicht berührt, und ist schon in der Antike, die den Begriff des Barbaren prägte, nicht im geringsten berührt worden. Die Griechen haben die ethischen Vorzüge der Perser, und die Römer die der Germanen voll gewürdigt, und sie haben die partielle Ueberlegenheit dieser „Barbaren" ihren eigenen Landsleuten sogar als Vorbild hingestellt — ohne deshalb den Begriff des Barbaren preiszugeben, der auf einer ganz andern Ebene liegt.

Nehmen wir den Gegensatz zwischen Primitivität und entwickelter Kultur in seiner grössten Spannung: als Polarität zwischen Prähistorie und europäischer Kultur, wobei Prähistorie nicht als zeitlicher Begriff, sondern als der ahistorische Bewusstseinszustand gemeint ist, in dem heute noch manche Völker Afrikas und der Südsee verharren, nicht zu vergessen viele Einzelindividuen auch in hochentwickelten Völkern.[1]) Wir können uns diesen Zustand nur als Negation von unserem wachen historischen Bewusstsein her vorstellen, das zuerst in Europa mit den Griechen in Erscheinung getreten ist. In Griechenland zuerst hat der Mensch begonnen, sich selbst objektiv zu sehen, und seine Umwelt in ein System von Ursache und Wirkung einzuordnen, das erlaubt, Sinn in den Ablauf der Erscheinungen zu bringen, der vorher als willkürliche Folge zusammenhangloser Bilder erscheinen musste, oder dem man, um die Einheit des Weltbildes zu wahren, mythische Zusammenhänge unterlegte. Im Lauf der letzten hundert Jahre sind die kulturellen Aeusserungen der „Primitiven" aus einem Gegenstand der Neugierde und Geringschätzung immer mehr zum Objekt ernster Teilnahme geworden, weil die Erforschung der historischen Kulturen immer wieder an die Pforte der Prähistorie führte, deren letzte Ausläufer eben in den „wilden Völkern" bis in unsere Gegenwart heraufragen. Aber auch noch dieses Nebeneinander von ahistorischen und historischen Kulturen wurde von der psychologischen Seite her aufgelöst. Es gelang, Züge zeitlich und räumlich weit entlegener alter Zivilisationsformen auch noch in den Hochkulturen einschliesslich der Gegenwart nachzuweisen; zugleich deckte

[1]) Vergleiche „Prachistorie — Griechen — Mittelalter" von P. Meyer in „S. B. Z." Band 92 (Juli 1928). Red.

die Individualpsychologie in der seelischen Struktur jedes einzelnen Menschen die verschiedenen Schichten auf. Wir wissen heute, dass jene Seelenzustände, aus denen der Primitive alle seine Lebensformen, einschliesslich Bau- und Kunstformen gestaltet, auch noch im Menschen der Gegenwart enthalten sind — nur überlagert von sozusagen geologisch jüngeren Schichten eines wacheren Bewusstseins. Ist dieses wachere Bewusstsein aus irgendwelchen Gründen ausgeschaltet — im Traum, in rauschhaften Erregungszuständen, oder bei Geisteskranken — so werden diese ältern Schichten von neuem blossgelegt, sodass sie an die Oberfläche emportauchen. Vielleicht ist diese dumpfere Art von Bewusstsein schon eine Zwischenstufe zu der diffusen, zu keiner Bildung festumrissener Begriffe führenden Vorstellungswelt der Tiere; sicher ist jedenfalls das Eine: das wachere Bewusstsein ist nicht nur ein „Anders", sondern ein „Mehr"; ganze neue Bewusstseins-Provinzen werden entdeckt und annektiert, das diffus-Allgemeine wird durchgegliedert, in Teile zerlegt, und die Teile zueinander in bewusste Relation gesetzt. Der Ahistorische verharrt in langsam sich verändernden, stationären Zuständen, so wie Vögel geologische Zeiträume hindurch gleiche Nester bauen. Der historische Mensch hat das Bedürfnis, das Vorher vom Nachher zu unterscheiden, und sich als Persönlichkeit gegen die Vergangenheit abzugrenzen: daher der Zwang zu Stilwechsel und Mode, als beständige Auseinandersetzung mit der vorangegangenen Generation.

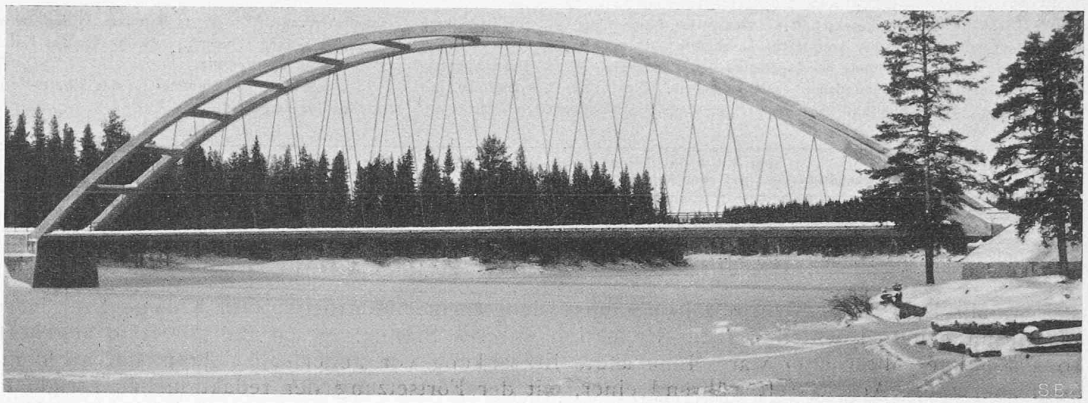
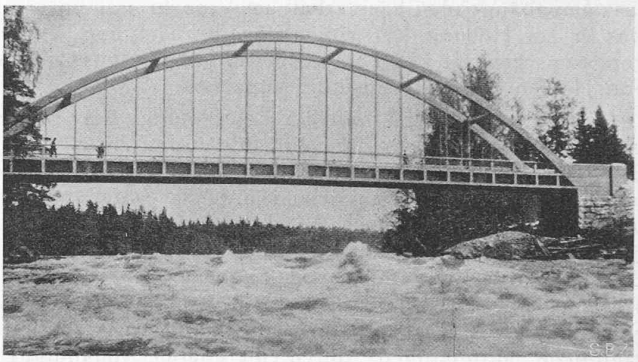


Abb. 17. Strassenbrücke über den Angermanälven bei Biskopselet, Schweden. Eisenbeton-Bogen mit Zugband. Stützweite 90,7 m, Pfeilhöhe 16,0 m.

Nach diesem Exkurs ist nun zu fragen: wie hat man sich den Eintritt eines primitiven Volkes in die Kulturwelt eines höher entwickelten vorzustellen? Wohl ungefähr so, wie das Hineinwachsen eines Kindes in die Welt der Erwachsenen. Optisch sieht das Kind genau das Gleiche, was der Erwachsene sieht, aber es gliedert das Geschaute nicht in Begriffe. Es greift nach dem Mond, wie nach seinem Spielzeug, weil ihm der Masstab fehlt, und es lässt eine chinesische Vase mit dem gleichen Vergnügen fallen wie seinen Ball, weil es nicht weiss, dass sie kostbar und zerbrechlich ist. Oder — ein anderer Vergleich — der Primitive steht vor den Kulturgütern der entwickelten Völker, wie wir alle vor einem Blatt mit chinesischer Schrift: wir sehen optisch jeden Strich, den auch der Chinese sieht, wir würdigen vielleicht die schöne graphische Anordnung, aber die Teile fügen sich für uns nicht zu dem Sinn, als der sie gemeint sind. In der Feststellung dieses Nicht-Verstehens liegt kein Vorwurf: der Klügste wie der Dümmste verhält sich hier genau gleich, und es sind natürlich gerade die feinsten Nuancierungen, die für den Primitiven am wenigsten zugänglich sind, weil ihr Verständnis eine lange Tradition zur Voraussetzung hat.

Grundsätzlich hat sich — in verschiedener Rollenbesetzung — immer wieder das gleiche Schauspiel abgespielt: Ein kompliziertes System kultureller Beziehungen und Wert-Setzungen steht fertig da, ein Kulturgebäude wie ein grosses Haus mit unzähligen Räumen und Treppen und Korridoren, in denen sich die Bewohner vollkommen zurechtfinden, weil sie von Jugend auf darin leben, und womöglich daran mitgebaut haben. In dieses Haus tritt nun von aussen ein Fremder ein. Gleichviel ob als bescheidener Wanderer oder als Eroberer: das Verhältnis der Fremdheit ist das gleiche. Und nun ist die Frage, wie er sich im fremden Haus zurechtfindet. Vielleicht wird er von den Bewohnern aufgenommen, als Gast oder als Dienstbote.



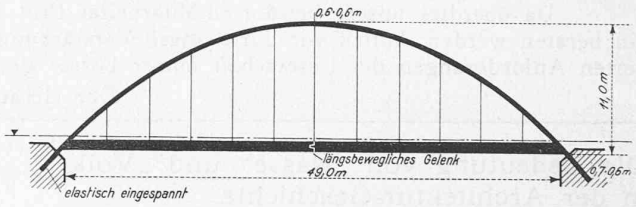


Abb. 23 und 24. Strassenbrücke über den Kymifluss bei Rokhusfors, Finnland. Eingespannter, versteifter Stabbogen mit Mittelgelenk im Versteifungsträger, in Eisenbeton. Ansicht und Systemschema.

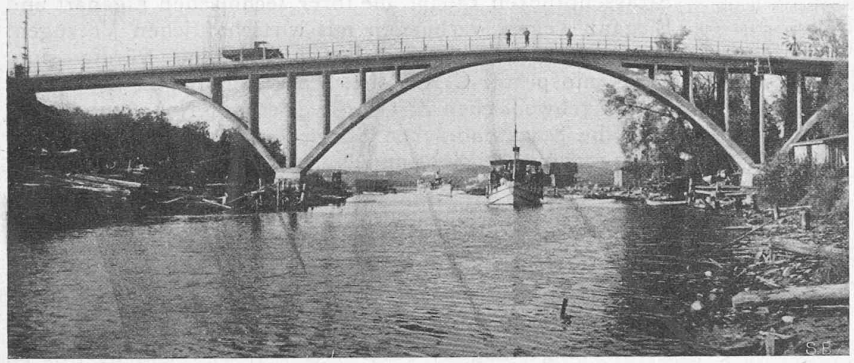
Dann wird er nach einiger Angewöhnung bald in die Allüren des Hauses hinein wachsen und nicht mehr als Fremder wirken. So ist es Jahrhunderte hindurch keltischen und germanischen Stämmen gegangen, die mitten unter Römern auf Reichsboden durch Landzuweisung angesiedelt wurden, und die nicht „verschwunden", sondern zu Trägern der römischen Kultur und der Reichsidee geworden sind.

Anders wenn der Fremde als Eroberer auftritt, der die Herren des Hauses hinauswirft, oder in die Knechtekammern verweist, oder sie gar ermordet. Nun kann er sich nach seinem Geschmack einrichten — sofern er einen mitbringt; aber auch dann muss er sich mit dem Vorgefundenen auseinandersetzen, an dessen Entstehung er nicht beteiligt war. Er muss sich in eine Welt einleben, die nicht auf ihn abgestimmt ist.

Das ist eine für alle Beteiligten kritische Situation, wie wir gerade in jüngster Zeit sehen, wo primitive Völker unvermittelt mit der europäischen Zivilisation in Berührung kommen; Völker, die zur Welt in einem ganz unintellektuellen, urtümlich magisch-religiösen Verhältnis stehen, von dem aus keine Brücken zu unserer europäischen Bewusstseinslage führen. Solche Völker verlieren durch engere Berührung mit dem Europäertum ihren inneren Halt, ihre Wertmasstäbe; ihre sozialen Ordnungen brechen zusammen, und viele sterben ohne andere Ursachen in wenigen Generationen aus, wie Tiere, denen ihre Lebensbedingungen genommen sind.

In der Spätantike war der Gegensatz zwischen Kulturvolk und Naturvolk glücklicherweise noch nicht derart zu-

Abb. 25. Strassenbrücke bei Hyrynsalmi, Finnland. Eisenbeton-Bögen mit Zugband. Stützweiten 2×50 m.
(Text zu diesen Bildern auf den folgenden Seiten.)



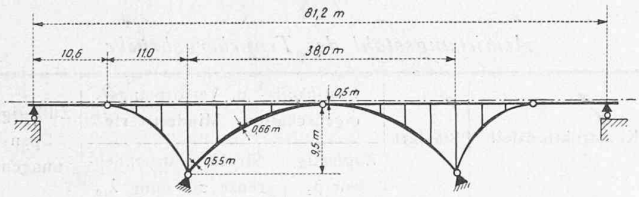


Abb. 21 und 22. Strassenbrücke über den Aijalansalmi bei Jyvasskylä, Finnland.
Eisenbeton-Dreigelenkbogen mit Kragarmen und Schwebeträgern.
Ansicht und Systemschema.

gespitzt, auch erfolgte die Berührung beider Pole nicht mit der gleichen Plötzlichkeit wie heute. Zwar haben die Griechen und Römer das Potentialgefälle zwischen ihrem wachen Bewusstsein und dem dumpferen Leben der umwohnenden Völker scharf empfunden — was eben zur Prägung des „Barbaren"-Begriffs geführt hat —; aber die weitverzweigten griechischen Kolonien und die vorgeschobenen Positionen des römischen Reiches hatten eine breite Zone von Halbkultur geschaffen, durch die schon vor der politisch-militärischen Besitzergreifung römischen Bodens durch die Fremdvölker eine Annäherung vorbereitet war.

Was brachten die alten Germanen an eigenen Kulturgütern mit? Gestehen wir, dass man trotz emsigen Forschens sehr wenig davon weiss — weil wohl nicht viel da war. Bestenfalls ist es das in sich harmonische, im Ganzen aber bescheidene Kulturinventar eines hochstehenden prähistorischen Volkes gewesen. Wobei nicht zu vergessen ist, dass beispielsweise die Blüte der sogenannten „altgermanischen" Tierornamentik keineswegs so uralt ist, wie sie aussieht; sie liegt vielmehr im VII. bis IX. Jahrhundert, also in merowingischer und karolingischer Zeit, nach der Berührung mit der Mittelmeerwelt. Pointiert gesagt: sie brachten sich selbst, ihre Vitalität, ihr primitives Stammesgefühl, aber gemessen an der antiken Kultur nichts an Realien, und nichts an geistigen Begriffen. Es ist ein Irrtum zu glauben, die alten Germanen hätten irgend etwas preisgegeben, als sie sich mehr oder weniger „romanisierten" — und romanisiert haben sich alle, auch diejenigen, die rein sprachlich am Deutschen festhielten, indem sie ihre Sprache durch Jahrtausend lange Bemühung dazu erzogen, die neu übernommenen Gedankeninhalte (und an diesen haftet die Romanisierung!) in deutschem Sprachmaterial auszudrükken. Um auf das Bild vom Kulturgebäude zurückzukommen: Der neue Herr des Hauses verwendet verschiedene Räume anders, als es geplant war, und er lässt ganze Zimmerfluchten leerstehen — Kulturgebiete, für die er keinen Sinn und kein Bedürfnis hat. Es sind natürlich gerade die am höchsten differenzierten Gebiete, die Schaden nehmen oder überhaupt liegen bleiben: solange man Mühe hat, die Buchstaben einer Schrift zu entziffern, hat man schlechterdings kein Urteil über den Sinn oder gar über den Stil des Geschriebenen.

Von Seiten der Kultur aus gesehen nennt man diesen Vorgang der Anpassung eines differenzierten Form- und überhaupt Begriffapparates an primitivere Bedürfnisse „Barbarisierung". Er bedeutet stets ein Zurückübersetzen des Artikulierten ins Unartikulierte, des Individualisierten ins Kontinuum. Das Relief wird zum Teppichmuster, die Figur zum Ornament, das plastische Architekturglied zum flachen Relief. Und zwar verläuft dieser Prozess grundsätzlich überall gleich, ganz unabhängig von der Rasse der Beteiligten, denn er spielt sich auf der Ebene des Intellektes ab, die oberhalb der rassenmässigen Unterschiede liegt. Die Bedeutung des Rassemässigen wird damit nicht bestritten, aber es äussert sich lediglich im Tempo, im Dynamischen, Animalischen, mit Worten nicht weiter Formulierbaren, nicht weil es besonders tiefsinnig wäre, sondern weil es einfach unterhalb jeder Begriffsbildung liegt, zu denen auch die Architekturformen gehören. Es ist darum kein Wunder, dass sich nirgends Architekturformen auf „Rasse"-Faktoren zurückführen lassen, denn sogar im rein Biologischen ist die Form der Substanz übergeordnet: Wenn man einem Verletzten dadurch das Leben rettet, dass man ihm Blut von einem Gesunden überträgt, so nimmt er damit nicht im Geringsten die äusseren und inneren Eigenschaften dessen an, von dem das Blut stammt. Und das wäre selbst dann so, wenn man solche Bluttransfusionen so oft vornehmen müsste, bis das fremde Blut das eigene an Menge überwiegt. Als eine solche Blut-Transfusion im Grossen kann man aber auch den Eintritt der Nordvölker in den Kulturkörper des Mittelmeers betrachten: die zoologische Substanz des Kulturträgers wird ausgewechselt, der Kulturkörper selbst bleibt aber gerade deshalb erhalten (vergl. auch die Buchbesprechung auf Seite 333 dieser Nummer).

Mit diesen, notwendigerweise skizzenhaften Ausführungen wird keine so einfache Lösung geboten wie sie das Rassen-Vorurteil bietet, das heute so viele Anhänger zählt. Aber es ist vielleicht gerade unsere Aufgabe als Schweizer, in der gegenwärtigen Verwirrung den Kopf kühl zu halten und auch zur Kompliziertheit jener Erscheinungen zu stehen, die uns nun einmal nicht den Gefallen tun, einfach zu sein.